

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 12

Artikel: Gedanken über die Ehe
Autor: Häberlin, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedanken Über die Ehe

Von P. Häberlein.

Professor an der Universität Basel

Wir sind in der letzten Betrachtung von der Voraussetzung der moralischen Unvollkommenheit der Beteiligten ausgegangen. Moralische Unvollkommenheit ist nämlich aller Mangel an Gemeinschaftswillen. Die Frage lautete, was wir zur Errichtung einer rechten Ehe bei all dieser Unvollkommenheit tun können. Den noch nicht Verheirateten haben wir geantwortet, sie möchten sich die Aufgabe vor allen Dingen nicht zu schwer machen durch ungeeignete Gattenwahl. Was antworten wir den Verheirateten?

Für sie handelt es sich darum, den Gemeinschaftscharakter der bestehenden Ehe aufrecht zu erhalten, trotz allen Gefahren, die ihm aus den selbstsüchtigen Trieben drohen. Das ist nur möglich, wenn ihr Gemeinschaftswille, ihre wahre Liebe, stärker ist als diese Triebe. Nun ist aber, nach der allgemeinen Voraussetzung, jener Wille niemals absolut überlegen. Also ist die Ehe jederzeit gefährdet. Der Rat, den Gatten so auszuwählen, dass die Gefahr praktisch so viel als möglich eingeschränkt werde, hilft hier nichts mehr; denn die Wahl ist schon geschehen. Nur so viel ist sicher: je richtiger die Wahl gewesen ist, um so weniger wird, trotz

moralischer Unvollkommenheit der Beteiligten, die Ehe gestört werden. Allein vollkommen «passen» ja die Ehegatten wohl niemals zueinander. Das heisst: ein Rest von Gefährdung durch den Mangel an Gemeinschaftswillen bleibt immer. Mit andern Worten: Die Ehe bleibt immer eine Aufgabe, die sich nicht «von selber» löst, sondern die jeden Tag neu gelöst werden muss. Und die Lösung kann nur durch die wenigstens relative moralische Ueberlegenheit, also durch die sieghafte wahre Liebe, geschehen.

Daher leuchtet ein, dass Ehegatten, denen es um die rechte und daher glückliche Ehe zu tun ist, in dieser Hinsicht gar keine andere Aufgabe haben als die: ihren Gemeinschaftswillen so viel als möglich zu steigern, immer mehr die rechte Liebe zu lernen, immer stärker zu werden im Guten. Ihr Problem ist das Problem der sittlichen Läuterung.

Es ist vor allem wichtig, dass Ehegatten dies einsehen, einsehen, dass es da gar keine andere Wahl gibt, auf dass sie nicht mit falschen oder untauglichen Mitteln sich zu helfen suchen oder gar die Hilfe «von aussen» erwarten. Es ist z. B. sehr gefährlich, auf leichtfertige

Freunde und Tanten zu hören, welche den über die Unvollkommenheit des ehemaligen Verhältnisses klagenden Gatten auf die heilsame Wirkung der « Zeit » und der Gewöhnung vertrösten. Es kann ja sein, dass einmal « die Zeit » mithilft. Das ist aber nur dann der Fall, wenn diese « Zeit » eine innere Entwicklung und Reifung der Eheleute mit sich bringt, welche einem sittlichen Wachstum gleichkommt. Das tut aber « die Zeit » sicher nur dann, wenn die Beteiligten wollen. Also kommt es doch in erster Linie auf ihren Willen zum Guten an, und nicht auf die Zeit. Was aber die Macht der Gewöhnung betrifft, so kann sie ebensowohl nach der Seite des Schlimmen wie nach der des Guten wirken, und es kommt auch hier darauf an, ob die Beteiligten sie so oder so verwerten. Man kann sich auch an die Mängel der Ehe « gewöhnen »; aber dadurch verschwinden sie nicht, ganz im Gegenteil: sie fressen weiter um sich, bis eines Tages der Zustand unhaltbar geworden ist. Die « Gewöhnung » wirkt nur dann verhältnismässig günstig, wenn sie Gewöhnung der Gatten aneinander bedeutet. Sie hat dann etwa denselben Effekt wie eine Gattenschwangerschaft erfolgte: man gleicht sich einander an, und so wird die Aufgabe der Gemeinschaftsbildung leichter; man lernt sich zu tolerieren, so nimmt die Explosionsgefahr ab. Allein man soll sich nicht täuschen: eine derart günstige Gewöhnung ist nur möglich, wenn es den Gatten ernsthaft um die Ehe zu tun ist, d. h. nur auf Grund des (wachsenden) Willens zur Gemeinschaft. Auf das Wachstum dieses Willens kommt es also auch hier an.

Untauglich ist also die blosse Hoffnung auf die Zeit oder die Gewöhnung als solche. Untauglich sind aber auch alle Versuche der Vertuschung oder der Betäubung, oder der Steigerung der geschlechtlichen Seite des Ehelebens. Nicht wenige Eheleute scheinen in der Tat zu glauben, eine gestörte Ehe sei weniger gestört oder werde sich « von selbst » ausheilen, wenn man die faulen Stellen vor sich und vor andern verberge. Die Unwahrheit ist noch nie heilsam gewesen. Andere suchen sich neben dem ehemaligen Verhältnis für das verlorene Glück schadlos zu halten, in der Meinung, so die Ehe erträglich zu machen. Sie betäuben sich durch Vergnügungen, durch Steckenpferde, durch Marotten, auch wohl durch Arbeit. Mag sein, dass sie sich so ihr Leben erleichtern; aber die Ehe wird dadurch nicht besser, sondern schlimmer. Wieder andere geben sich der Täuschung hin, das Problem sei: jung zu bleiben in der « Liebe »; sie suchen durch allerlei mehr oder weniger äusserliche Mittel die Stimmung der Flitterwochen wieder zu erzeugen, um so die Ehe zu retten. Aber Flitterwochenstimmung ist nicht Ehestimmung und Geschlechtsliebe ist nicht wahre Liebe. Im erotischen Rausch betäubt man sich lediglich; man täuscht sich über die wahren Schwierigkeiten hinweg, und gebessert wird nichts.

Nein, es kommt wirklich darauf an, die wahre Liebe zu lernen, die Macht des Guten zu stärken. Wie aber ist dies möglich?

Wahr bleibt, dass alles Gute und alle Güte, die der Mensch hat, ein Geschenk und eine Gnade Gottes ist. Machen können wir das nicht von uns aus, denn die Güte, die Liebe, ist von überirdischer Art.

Aber wir können doch etwas dazu tun, dass wir des Geschenkes würdig und also mögliche, taugliche Empfänger sind. Wir können von ganzem Herzen darum bitten.

Das ist religiöse Ausdrucksweise. Psychologisch würde sie etwas anders lauten; aber in der Sache selbst bedeutete das keine Änderung. Wir wollen versuchen, uns in Kürze so verständlich als möglich zu machen, ohne uns peinlich an die eine oder die andere Art der Begriffe und der Worte zu halten.

Wir haben in uns guten Willen, aber er ist schwach. Wir sind unserer Natur nach nicht erhaben über das Böse, und es wird uns von Fall zu Fall immer wieder zu schaffen machen. Aber wir haben eine Möglichkeit, uns, trotz aller möglichen Fehler von Fall zu Fall, doch grundsätzlich auf die Seite des Guten zu stellen, im Prinzip es als das allein Notwendige und Wahre anzuerkennen. Das ist die Möglichkeit des Glaubens.

Denn der Glaube, im vollen Sinne dieses Wortes, ist nicht ein Fürwahrhalten von irgend etwas. Er steht deshalb auch weder in Parallelie noch im Gegensatz zum Wissen. Der rechte Glaube fängt nicht dort an, wo das Wissen aufhört, sondern er ist selber ein Wissen, eine Gewissheit, aber nicht ein Wissen des Kopfes, sondern eine Gewissheit des Herzens, eine Gewissheit des Willens zum Guten.

Wir wollen das Gute, darum glauben wir. Das bisschen Güte, das in uns wohnt, ist uns Zeugnis und Offenbarung des Guten selbst, des vollkommen reinen Willens. Indem wir uns grundsätzlich auf seine Seite stellen, angezogen und erfasst von ihm, glauben wir.

Der Glaube ist die Hingabe an das Gute « im Prinzip ». Es ist die Gewissheit des absoluten Guten, die Gewissheit Gottes. Der Gläubige gibt sich und sein Leben in die Hand Gottes, mit seinem Guten und seinem Bösen. Und die Wirkung dieser Hingabe ist unter allen Umständen eine Stärkung des Guten. Der Glaube erweist sich als eine Kraft zum Guten, als eine Brunnenstube, aus der immer wieder Wasser zu schöpfen ist. Das ist keine Theorie, das ist die lebendige Erfahrung von Jahrtausenden. Man muss nur, wie es im Glauben geschieht, grundsätzlich das Gute wollen, so ist man auch im einzelnen konkreten Fall stärker zum Guten. Man muss sich nur Gott hingeben, so verliert das Böse auch im einzelnen Fall von seiner Macht. Das Böse ist ja nichts anderes als die Hingabe des Menschen an sich selbst, an seine eigene Individualität mit ihren eigensüchtigen Bedürfnissen. Glauben heißt: grundsätzlich sich selbst abschwören und sich dem zuwenden, was über allem Ich ist. Glauben heißt: sich selbst nicht mehr wichtig nehmen, sondern nur noch Gottes Willen, das heißt das Gute. Und das Gute ist, bezogen auf andere Menschen, die Gemeinschaft. Der Glaube ist das einzige wahrhaft soziale Grundverhalten.

Dass er das ist, zeigt sich ganz unmittelbar darin, dass er notwendig die Liebe gebiert, die wahre Liebe zu dem, was nicht Ich ist. Auch das ist keine Theorie, sondern Tatsache der Erfahrung. Wer sich dem Guten hingibt, für den gibt es im Prinzip, grundsätzlich, keinen Unterschied mehr zwischen Ich und Du. All das verschwindet vor der erlebten und anerkannten Notwendigkeit des gemein-

samen Lebens. Der Glaube ist zugleich das Gelübde der Brüderlichkeit, und er gibt Kraft, sie zu leben. Nur vermeintlicher falscher Glaube ist intolerant; Intoleranz ist noch Selbstsucht. Der rechte Glaube ist die Toleranz selber, nicht im Sinne sentimental oder gleichgültiger Verwirkung des Unterschiedes von Gut und Böse, aber im Sinne der brüderlichen Gemeinschaft mit aller Kreatur, ja auch sofern sie böse ist.

So hilft er, das Böse ausser uns zu überwinden. Denn es ist wiederum eine alte Erfahrung, dass nur die Liebe das Böse überwindet, nicht der Zorn oder die Verachtung oder die gereizte Gegenwehr. Noch wichtiger aber ist, dass der Glaube das Böse in uns überwinden hilft. Nicht nur in dem Sinne (dessen schon gedacht worden ist), dass er den guten Willen im einzelnen Falle stärkt, sondern auch so, dass er dem noch lebendigen Bösen in uns seinen Stachel nimmt. Der Glaube ist ja das Vertrauen in die ewige Bedeutung des Guten und daher die Gewissheit der ewigen Ueberwundenheit des Bösen. Darum ist er die Hoffnung auf den Sieg des Guten und die Gewissheit, dass es eine Vergebung der Sünden gibt. Der eigentliche Stachel des Bösen in uns ist das Bewusstsein der Schuld. Mit dem Glauben verschwindet zwar nicht die Schuldhaftigkeit des Bösen, es verschwindet aber das niederdrückende und lämmende Gefühl der unerlösten Schuld. Im Glauben ist die Erlösung von der schuldhaften Depression, die Befreiung vom Gefühl der Verworfenheit. Und jeder Mann weiß, dass das Böse um so eher zu überwinden ist, je weniger der Mensch an seinem Guten verzweifelt. Der Glaube lässt keine Verzweiflung mehr zu, er

macht frei zum Guten. Nun hängen wir nicht mehr an unserem Bösen, wir lassen uns nicht unterkriegen, wir vertrauen auf das Gute, und der ist stark, der das Vertrauen hat.

Das sind alles nur kurze und unvollkommene Hinweise. Wer im Leben Erfahrung hat, versteht sie aber. Er versteht, dass es kein anderes Mittel gibt, unsere schwache Kraft zum Guten zu stärken. Und nun kommen wir wieder auf die Ehe zurück.

Wir sahen, dass eine rechte Ehe nur bestehen kann durch den Sieg des Gemeinschaftswillens über die persönlichen Ansprüche, vor allem auch über die Launen und die Selbstsucht der Geschlechtsliebe. Wir mussten aber erkennen, dass für den sittlich immer mehr oder weniger schwachen Menschen dieser Sieg nicht selbstverständlich ist, so dass die Ehe eine ständig neu zu lösende Aufgabe bleibt. Zuletzt haben wir angedeutet, dass dem an sich schwachen Guten in uns seine eigentliche, sieghafte Kraft aus dem Glauben kommt. Es ergibt sich aus dem allem, dass eine Ehe nur dann die maximale Gewähr der Richtigkeit und daher des Glückes in sich trägt, wenn sie vom rechten Glauben getragen ist. Entweder ruht eine Ehe auf religiöser Grundlage, oder sie ist auf Sand gebaut, so dass ein Wassersturz oder ein Sturmwind sie zu Fall bringen kann. — Das sage ich nicht im Dienste einer Kirche oder Konfession, sondern einfach um der Wahrheit willen, die das Leben an vielen Beispielen geratener und missratener Ehen mich gelehrt hat.

Wir haben uns in diesen Betrachtungen absichtlich auf die Ehe als Verhältnis von Mann und Frau beschränkt und

haben nicht in Betracht gezogen, was sie ökonomisch und rechtlich und was sie vor allem als Kern und Keim der Familie, was sie für die Kinder und für die weitere «Gesellschaft» bedeutet und welche neuen Fragen hier auftauchen würden. Wir mussten uns aus räumlichen Gründen auf den einen Aspekt beschränken. Aber vielleicht bedeutet diese äusserliche Beschränkung gar keine Beschränkung in der Sache selbst. Denn sicher kann die familiäre, die ökonomische, die öffentliche Mission der Ehe nur dann erfüllt werden, wenn erst einmal das Verhältnis der Ehegatten untereinander in Ordnung ist, wenn es sich also um eine rechte Ehe handelt. Und ebenso sicher wird dann jene Mission sich erfüllen. Weisen wir mit ein paar Worten nur beispielweise noch auf die familiäre Mission hin, vor allem auf die Bedeutung für die Kinder.

Wir wollen nicht erörtern; inwiefern durch das Vorhandensein von Kindern das Eheproblem kompliziert, vielleicht in mancher Hinsicht auch erleichtert wird. Sondern wir setzen einfach voraus, dass Kinder vorhanden seien, fragen, was die gestörte und was die rechte Ehe, als Verhältnis der Gatten, für die Kinder bedeutet. Es ist mit wenigen Worten zu sagen.

Kinder sind eine Gabe, die vor allem eine Aufgabe ist. Kinder sind nicht zum Vergnügen noch zum Zeitvertreib der Eltern da. Kinder wollen richtig erzogen sein. Richtig erzogen werden sie dann, wenn sie zum Guten erzogen werden, d. h. zum sieghaften Gemeinschaftssinn, zur Erlöstheit von der selbstsüchtigen Macht des Bösen.

Glaubt jemand, eine solche Erziehung sei möglich in einer zerrütteten Ehe? Viele scheinen es zu glauben. Sie lehren die Kinder das Gute und verlangen von ihnen Gutes, obwohl sie selber nicht darin leben. Sie meinen, die Lehre, die Ermahnung, die Strafen tun es. Wohl kennen sie die Wirkung des Beispiels, und wenn sie ein wenig ehrlich sind, so wissen sie, dass ihr eigenes Beispiel nicht durchaus erhebend ist. Also verborgen sie die faulen Stellen ihrer Ehe vor den Kindern; sie meinen, die Lehre des Guten mache es. Wie falsch ist diese Meinung. Der Geist der Familie ist bestimmt durch das Verhältnis der Gatten zueinander, nicht durch die Worte, die sie zu den Kindern sprechen. Jener Geist dringt durch tausend Poren in die Seelen der Kinder; Worte, Ermahnungen, Strafen bleiben Schall und Rauch, wenn sie nicht Ausdruck des rechten Geistes sind. Man erzieht nicht durch das, was man sagt oder wie man sich gibt, sondern einzlig durch das, was man ist. Wie die rechte Ehe, so ruht die rechte Familie und die rechte Erziehung auf dem Guten, dessen Fundament und Nährgrund der rechte Glaube ist.

Der Leser sieht: wir hatten über die Ehe nichts Neues zu sagen, sondern lauter uralte und geradezu selbstverständliche Dinge. Aber die Wahrheit ist immer uralt und selbstverständlich. Trotzdem ist es gut, sie ab und zu wieder in Erinnerung zu rufen. Vor allem aber muss die alte Wahrheit immer wieder neu erlebt werden, um wirklich Wahrheit zu sein.

* * *

Dieses ist der letzte der sechs Aufsätze „Gedanken über die Ehe“ von Paul Häberlin. In der Oktober-Nummer erscheint der 1. Aufsatz einer neuen Serie des gleichen Verfassers über ein anderes Thema.